

Paulina Czienskowski

TAUBENLEBEN

Blümenbar

TAUBEN LEBEN

PAULINA
CZIENSKOWSKI

ROMAN

Blütenbar



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-05063-4

Blumenbar ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2020

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2020

© Paulina Czienskowski, 2020

Einbandgestaltung zero-media.net, München,
unter Verwendung eines Motivs von Valentin Hansen

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

www.blumenbar.de

Für Bobbi

Alles ist wie immer –

Da war er, der Tod, um 7.34 Uhr. Ich war keine 100 Meter gelaufen, als ich in der Mitte der Straße am Ende einer langen blutigen Spur einen Haufen entdeckte, links und rechts davon Spritzer. Wie ein Gemälde von Jackson Pollock sah es aus. Zumindest sagte das meine Mutter später. Damals wusste ich nicht, wer Jackson Pollock war. Und wahrscheinlich auch nicht, was überhaupt ein Gemälde. Meine Mutter benutzte oft Wörter, die ich nicht kannte.

Da stand ich, war neun Jahre alt, und sah etwas, von dem mein Vater mir so oft schon erzählt hatte: »Wenn Tauben sterben wollen, werfen sie sich vor ein fahrendes Auto.« Immer wieder prophezeite er mir dieses Elend in sehr ernstem Tonfall. Und ich lauschte jedes Mal so gebannt, als hörte ich es zum ersten Mal.

Ich kniete mich sofort auf den Boden zwischen die parkenden Autos. In meiner dunkelblauen Jeans und der schwarzen Jacke hätte man mich für eine lauernde Katze halten können. Der Vogel lag zu weit in der Mitte der Straße. Ich hatte keine Chance, überhaupt nachzusehen, ob er vielleicht doch noch lebte, zu dicht war der Verkehr.

Aber gemessen an dem Durchmesser der gefiederten blutigen Masse waren bestimmt schon zwanzig Autos drübergerollt. Kein Zweifel, die Taube war tot. Wie jemand von der Spurensicherung probierte ich, den Tathergang zu analysieren. Mein inneres Auge rekonstruierte die Szenen, zeichnete sie mit Bleistift auf raues Papier, ganz langsam, wie in einem Fiebertraum, der kein Ende nehmen will.

Plötzlich fühlte sich alles schwer an. Beine, Arme, Augenlider. Mein Kopf sank tiefer in Richtung des kühlen Betons unter mir, und ich sah mich selbst von oben. Ein erbärmlicher Anblick. Vielleicht auch rührend, keine Ahnung. Mein Körper erzitterte jedes Mal, wenn das erbarmungslose Knacken brechender Knochen erklang, wie berstendes Geschirr, zermahlen zwischen Gummi und Kopfsteinpflaster unter profilierten Autoreifen. Kurz musste ich mir die Ohren zuhalten, hörte nur noch das eigene Blut im Körper rauschen.

Und dann wurde mir etwas klar, das mich sehr traurig machte: Das Ende dieses Lebens war sekundenschnell gekommen, und niemand hatte es bemerkt. Vielleicht noch nicht mal ihr Todbringer. Keiner würde je erfahren, dass diese eine Taube überhaupt existiert hatte. Weil sich niemand für diesen einen Vogel interessierte. Ich spürte, wie Tränen in mir aufstiegen. Ich war wütend. Und empört. Da begeht jemand Selbstmord, und am Ende interessiert es niemanden.

Ich entschied, den Vogel mit nach Hause zu nehmen und bei uns im Hof zu begraben. Bevor der nächste Regen das Blut wegwaschen und die gemahlene Knochen zwischen den Pflastersteinen in den nächsten Gully schwemmen würde. Ich holte einen langen Stock. Gerade als ich mich wieder niederkniete, diesmal etwas mutiger, ein kleines Stück weiter vor den parkenden Autos, raste eines genau über den Haufen. Ich schrie dem röhrenden Motorengeräusch hinterher, das nur wenige Sekunden später schon nicht mehr zu hören war.

Aufgelöst rannte ich nach Hause und kam kurz darauf mit meiner Mutter zurück. Auf dem Weg sagte sie immer wieder, jeder werde irgendwann sterben. Da war er wieder, ihr alles zerschmetternder Realismus. Dagegen half nur, mir meine eigene Welt zu erschaffen. So lief ich umher wie eine Romanfigur, die ich Stück für Stück in meinen Gedanken mit Leben füllte. Das war mein Schutzschild. Denn jedes Mal, wenn ich meiner Mutter erzählte, worüber ich mich gerade sorgte, zückte sie verbal einen Dolch und erstach meine Gefühle mit einer nüchternen Bemerkung. Irgendwann behielt ich mein Innerstes einfach für mich, stopfte meine Emotionen in einen Sack und schluckte ihn runter. In den Tiefen meiner Seele kam er zum Erliegen.

Als ich meine Eltern an diesem Abend reden hörte, war ich nicht überrascht. Nicht darüber, dass meine Mutter nicht verstehen konnte, wieso mich der Tod dieses Vogels,

»eine Ratte der Lüfte«, wie sie abfällig sagte, überhaupt so beschäftigte. Und auch nicht, dass mein Vater einmal mehr ohne Widerworte gegenüber ihr blieb, die wie eine Gouvernante achtlos über jede Gefühlsregung brettete.

In jener Nacht wurde die Taube für mich zu einem Sinnbild kläglich gescheiterter Existenzen. Eine belanglose Gestalt, die in der Masse untergeht, unter Milliarden auf der Welt. Diese Banalität widerte mich an. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen und wollte sicherstellen, so sehr aufzufallen, dass ich niemals einfach derart ungesehen gehen könnte.

Von da an lag ich oft wach und stellte mir vor, was wohl passieren würde, wenn mir etwas Ähnliches zustieß wie dem Vogel. Ich hätte so gerne wissen wollen, wer kommen und nach mir sehen würde. Wer um mich weinen, sich hingebungsvoll zu mir niederknien, so wie ich es getan hatte. Ich fragte mich auch, was meine Mutter sagen würde. Wahrscheinlich: Jeder stirbt halt irgendwann. In diesem Moment würde ich dann die Augen öffnen, den Sargdeckel aufstoßen und ihr endlich die Worte ins Gesicht brüllen, die ich ihr so gerne längst gesagt hätte. Dass niemand auf dieser Welt einfach nur *jeder* ist. Ich bin mir sicher: Genau das hatte ihr auch mein Vater sagen wollen, bevor er ging.

Ein Auto rast an mir vorbei, hupt hysterisch. Ich bin versehentlich bei Rot über die Straße gelaufen. Meine Scheinrealität, die ich mir auf dem Heimweg in meinem Kopf zusammenbaue, saugt mich auf. Das Hupen hat mich zurückgeholt. Ich schaue in müde Gesichter, versuche mir vorzustellen, mit welchen Problemen all die Menschen sich gerade herumschlagen. Und wie viel Gemeinsames wir alle wohl miteinander haben. Liebeskummer. Geldsorgen. Hunger. Kater. Streit. Ist es nicht verrückt, dass jeder immerzu über irgendetwas im Leben nachdenkt, irgendetwas fühlt, genau hier und jetzt? Die Körper auf den Straßen funktionieren, irgendwie, die meisten können sich ganz normal fortbewegen und fallen nicht großartig auf. Was aber in ihren Köpfen passiert, an was sie denken, kann man von außen höchstens erahnen. Ich brauche noch Toilettenpapier. Verdammt, ich bin schon wieder erkältet. Diese dreckigen Schulden! Ob Baldrian auch gegen Stress hilft? All das.

Vor dem U-Bahnhof schreibe ich Mirabel, dass ich »es« gemacht habe.

Sie: endlich

Ich: glaubst du jetzt doch dran?!

Sie: nein, Quatsch – alles wird gut sein, das sag ich doch schon die ganze Zeit...

Ich: hm...

Sie: haha, hör mal auf! Wieso solltest du denn bitte Aids haben??? Beruhig dich mal

Ich: Gegenfrage: wieso nicht?

Sie: jetzt hör auf!

Mirabel sagte mir einmal, dass ich oft klinge, als würde ich mich nach etwas Endgültigem sehnen. Das stimmt so nicht. Aber es erleichtert mich, dass jeden von uns zu einem Zeitpunkt ein Ende einholen wird. Es verbindet uns allesamt miteinander. Den Gedanken mag ich. Eigentlich war ich deshalb auch immer furchtlos und hatte keine Angst vor dem Tod. Weil er sagt, dass man das, was passiert, nur bedingt in der Hand hat. Der Tod erlaubt einem, sich aus der Verantwortung zu nehmen. Sonst muss man das ja jeden Tag, immerzu, Verantwortung übernehmen, sich entscheiden. Wie viel Kaffeepulver oder welche Kassenschlange. Diese Selbstbestimmtheit ist anstrengend.

Mirabel sagt auch, ich sei ein Hypochonder aus Langeweile. Vielleicht hat sie recht. Zumindest bin ich Dramatikerin und übertreibe gerne. Aber vielleicht ist es diesmal wirklich anders. Was, wenn der Brief auffällig dick ist und

der Anruf in vier Tagen kommt – was dann? Ich denke an die Taube, aber davon erzähle ich ihr besser nichts. Eigentlich sagen wir uns immer alles. Ich ihr manches etwas verspätet. Das enttäuscht sie jedes Mal. Manchmal aber muss das sein. Sie hat etwas an sich, das mich an meine Mutter erinnert. Dann, wenn sie mich bevormundet, mir erklären will, wie ich mich zu fühlen habe. Für sie beide ist alles immer logisch. Für alles haben sie eine Erklärung, die so simpel klingt, dass auch ich mich in meinem Drama nicht mehr ernst nehmen kann. Als hätten meine Gefühle keine Berechtigung. Manchmal verdreht Mirabel sogar die Augen, wenn ich etwas über mich erzähle, winkt ab, mimt die Unbeeindruckte. Ab und zu meide ich sie deshalb.

Ich laufe und laufe. Nur nicht anhalten. Die stete Bewegung vertreibt meine Grübelei. Ich nehme die Treppen hinunter zur U-Bahn. Ein Windstoß auf halbem Weg. Gerade fährt die Bahn ein. Es riecht staubig, trocken, nach kühlem Beton, der noch nie von Sonnenstrahlen erwärmt und von Regengüssen nass wurde. Dieser ganz eigene Geruch hier unter der Erde wird mich lebenslang ans Leben erinnern.

Es ist laut im Abteil. Die versprengten Tonfetzen, die auf mich einprasseln, wühlen mich normalerweise auf. Gerade aber dominiert das monotone Rattern der Räder, die sich über die Schienen schieben, und das untertourige Gemurmel aus allen Richtungen beruhigt mich. Es ist, als würde ich mich in einem luftdichten Kokon befinden. Oft

fühle ich mich unglaublich weit weg von jedem und allem um mich herum. Jetzt ist das anders, ich *muss* mich mental verbinden, um von meinen Gedanken nicht irre zu werden. Auch wenn ich nichts über mein gähnendes Gegenüber weiß, nicht, ob der große Hund von dem Mann da drüben immer so ungeniert den Boden ablecken darf oder das Herrchen gerade nur unaufmerksam ist. Ich verbinde mich mit jedem Menschen im Waggon, versuche meine Isolation zu durchbrechen. Diese Nähe, die nur aus flüchtigen Blicken und sich aneinanderreibenden Kleidungsstücken besteht, gibt mir das Gefühl, nicht einsam zu sein. Es ist so, wie wenn ich mich vom Leben entkoppelt fühle und Radio höre oder mir eine Sendung im Fernsehen anschau. Ich höre gar nicht richtig hin, schaue mir keins der Gesichter in der unästhetischen Bilderflut wirklich an. Mir reicht das Wissen, dass zeitgleich mit mir tausend andere es auch tun. Sich sinnbefreite, sexistische, menschenverachtende Formate anschauen, in denen sich muskulöse Männer und überschminkte Frauen ineinander verlieben müssen. Eine irrealer Verbundenheit, in der ich alleine bin, aber nicht einsam.

In die Details, die mich umgeben, mischt sich der penetrante Geruch einer überreifen Banane. Ich entdecke eine junge Frau, die gerade ins tiefgelbe Fruchtfleisch beißt. Erst neulich habe ich Mirabel gesagt, wie unangenehm ich es finde, Bananen in der Öffentlichkeit zu essen. Mir ist das zu intim. Sie musste lachen, fragte mich, seit

wann ich so verklemmt sei. Bin ich nicht, nur ist mir das Schälen, der Akt an sich, zu assoziativ. Gedankenverloren schaue ich die Frau, die schräg gegenüber von mir sitzt, an. Sie fühlt sich beobachtet, dreht sich geniert zur Seite, bricht die Stücke der Banane mit der Hand ab und führt sie erst dann zum Mund. Es ist ungewöhnlich, dass ich einzig durch Blicke einen Unbekannten auf etwas aufmerksam machen kann. Zu verschieden sind Fremd- und Selbstwahrnehmung. Die Frau neulich im Bus neben mir zum Beispiel, die sich alle zehn Sekunden räusperte. Von derlei körperlichen Automatismen fühle ich mich schnell provoziert. Sie bemerkte nichts von meinen auffordernden Blicken. Ich weiß, dass ich mich da viel zu wichtig nehme. Als würde mich irgendwer bewusst provozieren wollen. Aber mich stört gerade das Unbewusste, das diese Menschen ausstrahlen, wenn sie die Welt um sich herum unbeirrt an ihren Ticks teilhaben lassen. Ich finde, man sollte alles, was man tut, als Erstes selbst wahrnehmen. Sonst ist man am Ende Sklave seiner selbst.

Ich muss umsteigen. Wieder raus aus dem Kokon, auf den Bahnsteig, Treppen runter, einen anderen Ausgang wieder hinauf. Eine verwirrt aussehende Frau hievt gerade einen Kinderwagen die Treppen zum Gleis nach oben. Als ich helfen will, wehrt sie ab, so als wäre mein Angebot übergriffig, mit ihr die Last zu teilen. Im Waggon stehe ich neben ihr und beobachte sie unauffällig. Die ganze Fahrt über hält sie ihren Kopf gebannt nach unten gebeugt, in

Richtung Kinderwagen. Sie meidet jeden Blickkontakt, murmelt etwas vor sich hin, das man beim Quietschen der Schienen nicht verstehen kann. Irgendwann bemerke ich, dass in dem Wagen gar niemand liegt. Nur kiloweise löchrige Einkaufsstüten, über die sie linkisch eine Jacke gespannt hat. Ich stelle mir vor, wie sie vor Jahren ihr Baby verloren hat und seitdem, gefangen in ihrer Trauer, mit diesem Wagen umherfährt. Wie sie tut, als sei alles noch genau so, wie es mal war und doch nie wieder sein wird. Man muss nur fest genug an etwas glauben, bis man es irgendwann für real hält.

Meine Mutter hatte mir oft gesagt, dass Gedanken die Realität formen. Sie meint das im Positiven. Also: Sage dir die schönen Dinge, die dein Leben beschreiben, dann wirst du vor allem sie sehen. Dabei passt das gar nicht zu ihr. Um meiner Mutter diese Theorie wirklich abnehmen zu können, hätte ich sie wohl öfter glücklich sehen müssen. Ich jedenfalls beherrsche diesen Trick durchaus, allerdings umgekehrt. Ich sage mir die hässlichen Dinge, die mein Leben beschreiben, und grüble über all das, was schlecht ist. Ein Pfeil schießt mir durch den Kopf. Genau in diesem Moment schaut die Frau mit Kinderwagen auf. Ich blicke in ein erschöpftes Gesicht, eine zerfurchte Mondlandschaft. Leblos. Sie steigt aus. Ich muss noch ein paar Stationen fahren und setze mich. Mein Körper zittert. Ich schüttle den Kopf, damit meine Gedanken verschwinden.

Bei der nächsten Station steigt ein Junge ein. Er ist vielleicht elf, aber schon groß und ziemlich breit. Über seiner Oberlippe ein dunkler Flaum. Er setzt sich mir direkt gegenüber, starrt mich an, noch bevor er sitzt. Ich halte seinem bohrenden Blick stand. Man sagt, man könne einander drei Komma drei Sekunden anschauen, bevor es für beide Seiten unangenehm wird. Davon scheint er nie gehört zu haben, glotzt unbeirrt weiter. Ich blicke zum Boden. Habe ich vielleicht irgendwo was hängen? Ich fasse mir ins Haar, streiche mir über meine Wangen, ein Griff zur Nase. Er fasst sich auch ins Haar, streicht sich über die Wangen, greift sich an die Nase. Das sehe ich aus den Augenwinkeln. Nun putze ich sie mir. Auch er tut es. Ich schlage die Beine übereinander. Dann er. Ich werde nervös. Auch als ich ihn direkt anschau, meine Augen dabei demonstrativ verdrehe und meinen Blick abwende, hört er nicht auf. Er spielt mit mir. Dieser Junge da, der nicht mal halb so alt ist wie ich, nichts zu verlieren hat, weil er glaubt, sein ganzes Scheißleben liegt noch vor ihm, schaut mich einfach weiter an und verdreht jetzt genau wie ich demonstrativ die Augen. Lass mich in Ruhe, du distanzloses Monster, schreit es in mir. Und dann will ich ihn tatsächlich anbrüllen. Ich wüte innerlich. Der Zug fährt in die nächste Station ein. Die Türen springen auf. Raus hier, bevor ich komplett die Fassung verliere. Auf dem Bahnsteig bleibe ich für einen Moment wie angewurzelt stehen. Ich wage es nicht, mich noch mal umzudrehen, spüre

noch immer seine Blicke auf meinem Rücken, durch die Scheiben hindurch, wie sie seelenruhig an mir schaben. Endlich verschwindet die Bahn im dunklen Tunnel. Jetzt erst bemerke ich, dass ich vier Stationen zu früh ausgestiegen bin. Ich steige die Treppen hinauf ans Tageslicht, laufe den Rest zu Fuß.

Sie ist vom Stuhl gerutscht«, schreit Heinrich und lacht. »Halt die Klappe«, sage ich harsch. Die Dielen in meiner Wohnung quietschen so laut, dass ich Sorge habe, jemand könnte wegen Ruhestörung die Polizei rufen. Es ist sechs Uhr morgens, wir kommen gerade zu mir nach Hause. Der Test liegt keine vierundzwanzig Stunden zurück. Wir haben uns abgeschossen, acht Stunden lang, sechs Wodka-shots waren es sicher. Heinrich kann das, mich dazu animieren, den Geist abzuschalten.

»Ich glaube, sie bekommt einfach zu wenig Liebe von dir«, macht er weiter in exakt derselben Lautstärke. »Sie will auf sich aufmerksam machen, deshalb tut sie sich weh, damit du dich endlich wieder um sie sorgen musst. So wie bei uns damals...«

»Oh man, du bist so dicht, sei jetzt mal leise, bitte«, sage ich, muss aber unfreiwillig grinsen über Heinrichs Theatralik. Seine hysterische Albernheit steckt an. Dass Heinrich und ich mal ein Paar waren, liegt nun schon die Hälfte unseres gesamten Lebens zurück. Es ist interessant, zu sehen, wie sich die Dinge verschieben. Dass wir

noch halbe Kinder waren, hielt uns damals nicht davon ab, einander mit vollem Ernst zu begegnen. So wie heute, nur eben anders. Da ist sogar noch Liebe, aber rein freundschaftliche. Und erwachsenere. Manchmal, wenn ich nicht allein sein will, nehme ich ihn mit zu mir. Wenn ich Angst habe, am nächsten Tag in eines der schwarzen Löcher des Lebens zu stürzen. Am liebsten will ich dann für immer schlafen. Das Problem ist nur, dass mich mein Kopf nicht schlafen lässt. Und für immer sowieso nicht. Heinrich versetzt mich dann zurück in eine Zeit, in der die Probleme noch so jung waren, dass ich mich wieder rein und unschuldig fühlen kann, während ich eigentlich paranoid und leer bin. Alles aufgeweicht, außer Form, Geist und Körper. Diffuse Gefühle, riesengroß. Endorphine Mangelware. Und dann glaube ich, Fehler gemacht zu haben – viele Fehler. Ich weiß nie, welche. Zumindest aber habe ich irgendetwas außerordentlich Wichtiges vergessen, denke ich. Etwas, das mein bisheriges Leben hätte ganz anders aussehen lassen können. Noch kein einziges Mal kam ich dahinter, was es sein könnte.

Ich setze Spenda wieder zurück auf ihren Stuhl in der Küche und erwische mich dabei, wie ich ihren Arm streichle. Dort sitzt sie schon seit Jahren. Sie, das ist eine Gummipuppe. Heinrich hat sie mir zum Valentinstag geschenkt, nachdem er sie auf einem Rummel geschossen hatte. Ich war grundlos unglücklich damals, und sein Humor konnte mich nicht überzeugen. Ich mochte

nicht, dass er meine Laune nicht ernst nehmen wollte. Zur Strafe lehnte ich das Geschenk ab und war beleidigt. Und dann war er beleidigt, als ich sagte, ich würde dieses Ding so hässlich finden, dass ich es später zu Hause vernichten würde. Zunächst verstaute ich die Puppe im Keller. Irgendwann bekam ich Mitleid mit diesem Stück Plastik, nahm es mit nach oben ans Tageslicht und gab dieser Puppe einen Namen. Nicht etwa einen schönen, sondern einen, der ein klein wenig nach Strafe klingen sollte. Ich taufte sie Spenda, vom Englischen *to spend*, ausgeben. Allzeit bereit, dienend.

Heinrich nimmt die zwei Zigaretten, die in Spendas Mund stecken, gibt mir die eine und zündet sich die andere an. Ich parke immer welche in ihrem Mund, bevor ich die Wohnung verlasse. Ein gutes Bündel passt perfekt in die laszive Öffnung ihrer geschürzten Lippen. Auf dem Heimweg freue ich mich jedes Mal auf eine letzte Zigarette vor dem Schlafen, die in ihrem Mund auf mich wartet. Vorher trinke ich noch die doppelte Anzahl an Schlucken Wasser der Stunden, die ich unterwegs war. Heute also sechzehn. Ich glaube, dass es mir am nächsten Morgen mit diesem Ritual deutlich besser geht als ohne.

»Alles okay?«, fragt Heinrich in die Stille hinein. Ich beobachte die wolkigen Rauchschwaden, die wie Motten vom Lichtkegel der Küchenlampe über dem kleinen Holztisch angezogen werden. Bevor ich antworten kann, erzählt er mir, dass er morgen zeitig wegmüsse. »Bin wahr-

scheinlich nicht mehr da, wenn du wach wirst.« Ich bin zu betrunken, um nachzufragen, was so wichtig ist. Er antwortet trotzdem: »Ich habe eine wichtige Verabredung, mit einem wichtigen Menschen.« Mir ist das egal. Wenn die Person wirklich so wichtig wäre, hätte er längst von ihr erzählt. Heinrich konnte noch nie etwas für sich behalten. Nichts, was ihn betrifft, und auch nichts, was andere betrifft. Mit meinen Fingernägeln pule ich die braune Paste aus den Holzwurmlöchern, die ich erst neulich mit einem Zahnstocher penibel und hoch konzentriert in die winzigen Unebenheiten der Tischplatte gespachtelt habe. Ich drücke meine Zigarette im Aschenbecher aus. Heinrich monologisiert noch immer.

Ich denke an Edi, dem ich vorhin begegnet bin. Das erste Mal seit unserer gemeinsamen Nacht. Da stand dieses Mensch gewordene Memo vor mir, der Grund, wieso ich beim Arzt war. Mir wurde übel, und ich war zittrig auf den Beinen. Er trug wieder seine Uniform. Am liebsten hätte ich ihm gar nicht Hallo gesagt. Ich hatte die Distanz gut wahren können bis dahin. Einmal gesehen und dann nie wieder. Vollkommen okay. Sonst war das nie ein Problem gewesen für mich. Aber diesmal war es eben anders. Schließlich sagten wir uns doch Hallo. Es ging nicht anders. Eine kurze Umarmung, so, als hätten wir nie zusammen auf seiner schmalen Schlafcouch gelegen. Als hätte ich nie vor ihm in der kalten Wanne gehockt und mir nach dem Sex den Schritt gespült. Nach dem Hallo

kam nichts mehr von ihm, nicht mal eine Floskel. Und ich dachte nur: Vielleicht werden wir für immer miteinander verbunden bleiben, du Schwein. Es dauerte keine drei Sekunden, bis ein Typ, den ich nie zuvor gesehen hatte, ihm auf die Schulter schlug und laut zu ihm sagte: »Na, du kleine Schlampel!« Sie lachten laut, und Edi drehte sich weg. Heinrich hatte mich sofort am Arm gepackt und zwei doppelte Wodkashots bestellt. Wir müssten feiern, dass ich kein Aids hätte, krakeelte er übermütig über den Tresen zu der Barfrau, die uns irritiert anstarrte und dann wie ein Roboter zwei Gläser bis zum Anschlag füllte.

Heinrich schweigt mittlerweile. Als ich es bemerke, schaue ich zu ihm auf und beobachte ihn, wie er mit geschlossenen Augen auf einzelne Stellen an seinem Körper drückt. Am Schlüsselbein, halb unter der Achsel, an der Schläfe. Sein Zeichen der totalen Erschöpfung. »Komm, wir gehen schlafen«, sage ich. Er öffnet seine müden Augen zu schmalen Schlitzern, die mich mild anschauen. Ich lächle ihn an. Dann hebt er seinen riesigen Körper vom Stuhl und wankt durch die Küche zur Tür, durch den langen, schmalen Flur, biegt links ins hinterste Zimmer ab und fällt dort direkt ins Bett. »Du Riese, zieh dir wenigstens die Klamotten aus«, sage ich zu ihm, liebevoll, als auch ich im Schlafzimmer ankomme. Er ignoriert mich, atmet schwer. Ich lasse meine Finger über seine Füße tanzen, bis er aufspringt und sich die Klamotten wie ein pubertierender Dreizehnjähriger vom Leib reißt und wieder

zurück in die Kissen fällt. Wir kuscheln uns aneinander, genau wie früher.

In den kommenden fünfeinhalb Stunden schwitze ich wie im Delirium drei Oberteile durch und bin froh, als endlich Zeit ist aufzustehen. Mein Kopf ist vollgestopft und Heinrich tatsächlich verschwunden. Vom Bett fällt mein Blick auf den Kaktus am Fenster. Im Gegensatz zu anderen Pflanzen lässt er seinen Kopf nie hängen. Auf ihn ist Verlass. Seine Stacheln sehen brutal aus im gleißenden Licht der Sonne. Ich erhebe mich, laufe zu ihm und drücke sanft meinen Finger auf eine der Spitzen, bis sie wie eine Nadel meine oberste Hautschicht durchsticht. Aus dem Löchlein quillt etwas Blut. Es tut nicht weh. Mein Freund hat mir den Kaktus geschenkt, als es zwischen uns vorübergehend kompliziert war. Wir waren uns beide nicht sicher, ob wir wollen, was wir miteinander haben. Der Kaktus sollte ein Symbol sein, so stand es damals auf dem kleinen Kärtchen, das aufgespießt in den Stacheln hing. Diese unkaputtbare Pflanze sollte mir sagen, wie ernst er es meint. Der Kaktus lebt noch immer, und auch zwischen uns wurde es nach einigen Tagen Funkstille wieder besser.

Ich verreise das bisschen Blut zwischen Daumen und Zeigefinger. Manchmal muss man Abstand nehmen, um sich wieder füreinander zu entscheiden. Eigentlich ist das komisch, dass auch wer keine Spielchen spielen will, am Ende doch irgendwie Spielchen spielt. Dieses Austesten von Grenzen, ein künstliches Entzerren in der Hoffnung,

einander doch wieder schätzen zu können. Und da ist noch was, das sich wie ein Spielchen anfühlt: Nach jeder guten Zeit marschiert irgendwann wieder eine schlechte ein. So als würde ich es innerlich heraufbeschwören, gierig nach neuen Impulsen, um Routine aufzurütteln. Wobei ich Routine eigentlich mag. Nur Stabilität gruselt mich. Da ist ein ständiges Ringen in mir zwischen dem austarierten Alltag und einem Leben, wo alles aus Extremen bestehen muss. Das eigene Muster zu verlassen fällt mir schwer. Zu tief verankert, zu oft gelebt. So wie seine Vorgänger sagte auch mein Freund mir einmal, dass ich doch wenigstens so tun solle, als würde ich ihn lieben. Eine unfassbar niederschmetternde Bitte.

Jetzt gerade kann ich es, denke ich, Liebe geben. Ein Schwall überkommt mich. Ich muss ihn sehen, am besten jetzt gleich, bevor es wieder vorbei ist. Und er muss mitmachen. Ich will ihm nichts von dem Test sagen, auch nichts von meiner Angst. Er denkt ähnlich über mich wie Mirabel. Vielleicht sogar noch ein bisschen krasser: Er findet, ich sei kein Hypochonder aus Langeweile, sondern aus Luxus.

Bevor ich ihn anrufe, lege ich mich noch mal hin. Im Bett schließe ich die Augen und versuche mich zu erinnern, was all die skurrilen Fetzen, mit denen ich aufgewacht bin, bedeuten könnten. Ich habe Phasen, in denen ich aufwache, weil ich so real träume, dass ich manchmal nicht mehr genau weiß, ob die Dinge darin vielleicht

wirklich passiert sind. Nach dem Erwachen kann ich das alles trotzdem nie so richtig in Worte packen. Es ist, als könnte ich die Laute dafür nicht formen. Dann schreibe ich sie auf. Dafür habe ich mir schon viele Bücher mit leeren Seiten gekauft. Die meisten davon sind unbeschrieben geblieben. Heute bin ich nicht so faul wie sonst und beginne zu schreiben, was mir im Kopf geblieben ist:

Ich habe einen Auftritt als Tänzerin einer Gruppe bei einer Aufführung mit großen Bewegungen. Auf der Bühne stehen Quader aus Holz, mit schwarzem Stoff bezogen. Bei der Schlusspose sacken wir alle leblos in uns zusammen wie sterbende Schwäne. Ich bin die Einzige aus der Gruppe, die in Richtung Vorhang blickt, wo ich plötzlich einen fremden Mann sehe, der mit einer Waffe dasteht. Ich weiß nun, dass er uns alle erschießen wird, wie Tiere auf der Weide, die im Anschluss zum Metzger transportiert werden. Ich will schreien, aber ich kann nicht, sehe nur, wie er auf einen nach dem anderen zielt und ihn abknallt. Vor der Bühne klatscht das Publikum so laut, dass man nichts von alledem hört. Meine Lähmung lässt mich verzweifeln. Kurz bevor er auf mich schießt, wache ich auf.

Ich lasse die Seiten durch meinen Daumen flippen. Auf der ersten Seite des Notizheftes steht: »Gedanken einer Wahnsinnigen«. Ja, denke ich, das klingt tatsächlich wahnsinnig, als ich die paar wenigen Textschnipsel der

vergangenen Jahre überfliege. Manche Buchstaben sehen aus, als hätte ich versucht, betrunken eine Tonleiter zu notieren. Den allermeisten ist es unmöglich, meine Schrift zu entziffern. Nur Mirabel konnte meine Sauklaue schon immer gut lesen. Das kam ihr gelegen, da sie unsagbar schlecht in Rechtschreibung war. Bis heute ist sie darin nicht besonders gut. Es gibt Tage, an denen sie sogar Artikel verwechselt. Der Haus oder die Hund. Dann hängt sie an alles ein »chen«, so dass sie unbeirrt ein »das« davorsetzen kann. Das Häuschen, das Hündchen. In der Schule ging das natürlich nicht. Also taten wir stets alles Menschenmögliche, um bei Klassenarbeiten nebeneinanderzusitzen. Da noch nicht mal meine Lehrer lesen konnten, was ich schrieb, hatten sie nie den Verdacht, dass Mirabel abschreiben könnte.

Als ich aus dem U-Bahnhof nach oben Richtung Tageslicht laufe, erstreckt sich die hoch gebaute Siedlung meiner Kindheit vor mir wie eine unkaputtbare, bedrohliche Mauer. Aber dieser Riegel hat auch etwas an sich, das mich geborgen fühlen lässt. Ich habe vorhin meine Mutter angerufen, um mich anzukündigen. Sie wirkte gestresst, so wie immer eigentlich. Dabei hat sie meist nicht viel zu tun. Unter mir höre ich durch das Bodengitter die U-Bahn wegrauschen. Der Boden beginnt zu zittern. Früher habe ich mich getraut, über diese Gitter zu laufen, dabei ist es ja nicht mal eine Mutprobe. Mittlerweile fürchte ich, darauf einstürzen zu können. Das Geräusch in der Tiefe überschlägt sich, aus den Löchern steigt wieder dieser bestimmte Geruch auf. Und dann ist die Vergangenheit da. Ich kann mich nicht wehren. Ich laufe über diese vier Bodenplatten, die noch immer etwas lose im Boden liegen und klappern, wenn man drüber hinweggeht. Da auf dem Stromkasten, ein paar Meter neben dem Ausgang vom Bahnhof, sehe ich das Herz, das Heinrich vor Jahren mit Edding gemalt hat. Es ist ziemlich krumpelig. Die eine

Seite geriet beim ersten Versuch deutlich größer als die andere, daraufhin besserte er die kleinere aus, dessen Strich dadurch gleich dreimal so dick wurde. Ich laufe weiter durch die vergessene Stadt, in der alles noch so ist, wie es immer war. Ich könnte mit verbundenen Augen die Wege abgehen. Selbst die Stelle mit dem abgeblätterten Putz in der Fassade des einzigen dreistöckigen Wohnhauses in unserer Siedlung ist noch da. Noch immer sehe ich darin die Form einer liegenden Hexe. Die krumme, spitze Nase, sogar mit Warze, der Hut, die Brüste. Hinter diesem Hexenhaus biege ich in einen schmalen Kiesweg voller Unkraut, der genau zwischen zwei Hochhäusern entlangläuft. Es ist der Weg, den ich früher zur Schule gegangen bin.

Ich erinnere mich an den Tag, als meine Eltern mir erlaubten, ihn alleine zu gehen. Es fühlte sich an, wie ich dachte, dass sich Erwachsensein anfühlen würde. Von da an konnte ich es kaum erwarten, in die Schule zu kommen. Es tat gut, aus unserem Schuhkarton auszubrechen. Theoretisch konnte ich nun machen, was ich wollte, solange ich nur pünktlich zum Unterricht und nach Hause kam. Stolz überkam mich, damals, bei meinem ersten Gang alleine. Ich hatte das Gefühl, dass er meine Beine in Kautschuk verwandelte. Wie ein Flummi sprang ich durch die Straßen. Kurz springe ich nun wieder so, meine Eingeweide vibrieren bei jedem Aufkommen, die Knochen klirren.

Ich muss lachen. 801 Meter beträgt der Weg. Mein Vater hatte die Strecke damals genau berechnet, bevor ich sie

erstmals alleine gehen durfte. Mit großen Schritten liefen wir den Weg ab, um schätzen zu können, wie lange man im Schnitt braucht. Falls mal irgendetwas sein sollte, sagte er. Bevor die Fahrstuhltür zuging und ich mich alleine auf den Weg machte, klopfte mir mein Vater jedes Mal auf die Schulter. Es war weniger Bewunderung für meine Selbstständigkeit als die eindringliche Erinnerung daran, doch bitte keinen Unsinn zu machen. Ich nickte brav und genoss meinen allerersten Atemzug, wenn sich die Fahrstuhltür im Erdgeschoss wieder öffnete, als würde ich nach 20 Jahren aus dem Knast kommen. Freiheit. Das bedeutete, zu gehen, wie ich wollte. Und zu sein, wer ich wollte. Zu Hause beäugte meine Mutter kritisch, wenn ich auch nur etwas zu lange vor dem Spiegel stand, mich darin ansah, an mir herumzog, mich irgendwie bewegte, wie sie es nicht von mir kannte. Für mich bestand der Morgen nun aus einzelnen Abschnitten, und in jedem konnte ich ganz unbeobachtet eine andere Figur sein. Erst war ich ein Junge. Schon in den ersten Momenten vor der Tür fühlte ich mich direkt wie einer der Älteren aus meiner Schule, vor denen man immer so ein winziges bisschen Angst hatte. Weil sie laut waren und aus Prinzip provozierten, wer ihnen in die Quere kam. Ich mied ihre Nähe, auch weil sie einer Mitschülerin mal eine Plastikflasche auf den Kopf gehauen hatten, als sie kopfüber baumelnd an einer Stange auf dem Spielplatz hing. Einfach so. Ich laufe gerade an diesem Gerüst vorbei, das heute so lächerlich klein

wirkt. Früher musste ich springen, um mit den Händen die höchste der Stangen zu umgreifen. Jetzt geht sie mir bis zur Brust. Doch ich fand diese Clique von Jungen auch faszinierend, gerade weil sie so unantastbar wirkte. Also war ich morgens auf dem Weg heimlich einer von ihnen und fühlte mich direkt wie der Chef der Straßen und Einfahrten, der Bäume und Bürgersteige. Selbstbewusst wie sie schlenderte ich mit lockeren Schritten, ging etwas in die Knie wie ein Rapper, an den Wohntürmen unserer Siedlung vorbei bis zu meiner Schule. Gemächlich, unabhängig und gelassen. Aufrecht und zugleich entspannt. Zugegeben, ich bekam es nicht immer hin. Manchmal riefen mir Nachbarkinder zu, ob ich besoffen sei. Ich ließ mir nichts anmerken, ich war ja einer von den gefürchteten Anführern, versuchte aber doch irgendwie, weniger mit den Armen zu schlenkern und nicht so stark mit der Hüfte einzuknicken. Sobald ich auf das Gelände meiner Schule kam, veränderte ich meinen Laufstil. Ich lief, das Kinn herrschaftlich nach oben gerichtet, den Blick zum Boden, als schritte ich an Menschen vorbei, die in der Rangfolge unter mir stünden. Ein grader Gang, schreitend wie eine Königin. An den Bungalow meiner Schule fügte sich ein riesiger Sportplatz an. Ich inszenierte den Gang über den grünen Rasen als Zeremonie. Stellte mir vor, wie meine Untertanen feierlich um das Rondell auf der 400-Meter-Laufbahn standen, um mich und den neuen Tag zu begrüßen. Ich hob die Arme weit nach oben in die Luft, zum

Gruß und Dank, als ich in der Mitte des Rasens angekommen war. Kein demütiger, eher ein den Gehorsam der anderen anerkennender Dank. So stand ich eine kurze Weile und hörte geradezu das Gejubil in meinen Ohren. Königinnen, dachte ich, dürfen alles.

Mit Eintritt durch die Schultür veränderte sich diese Überheblichkeit schlagartig. Ich fühlte mich allem beraubt und nahm, wie alle anderen auch, die Rolle einer demonstrativ gelangweilten Schülerin ein. Auf meinem Rückweg dann dasselbe: Erst der königliche Gang über den Sportplatz, dann der Junge, der durch die Straßen schlendert. Mit dem Klingeln an unserer Wohnungstür wurde aus Lois dann wieder das unmündige kleine Mädchen. Wo ich denn bloß so lange gewesen sei, fragte mich meine Mutter schon an der Gegensprechanlage.

Ich lege meinen Finger auf die Klingel. Längst muss ich mich nicht mehr auf Zehenspitzen stellen, um den Knopf zu erreichen. Es knarzt, ihre Stimme ertönt aus dem kleinen Lautsprecher unter den Namensschildern: »Wieso hast du so lange gebraucht?« Erst dann geht der Summer. Ich öffne die Tür zum Wohnhaus. In mir zieht sich alles zusammen, als ich auf den Knopf im Fahrstuhl drücke, um ganz nach oben zu fahren. Plötzlich höre ich wie früher die Uhr ticken, dabei trage ich nicht mal eine ums Handgelenk. Trotzdem spüre ich wieder genau, wie mich der Sekundenzeiger damals antrieb. Ich schaue auf mein Handy, vier Minuten zu spät.

Irgendwann hatte ich mir vorgenommen, zumindest einmal am Tag genau das, was als richtig galt, falsch zu machen. Das fraß nicht unbedingt Zeit, machte aber Spaß. Die vorsätzlichen Vergehen waren immer nur so klein, dass sie mich nie tatsächlich in Gefahr gebracht hätten. Eine unaufgeregte Rebellion. Wenn niemand anderes an der Straße stand, schaute ich nicht links-rechts-links, wie man es mir beigebracht hatte, sondern rechts-links-rechts. Ein weiterer Regelbruch: Mit einem als Zigarette getarnten Stück Holz im Mund zur Schule laufen. Eine aus Kaugummi hätte meine Glaubwürdigkeit sicher gesteigert. Meine Mutter aber kaufte mir so etwas nicht, aus Angst, ich würde mir damit rauchertypische Gesten aneignen. Dass sie dafür mein bestes Vorbild war und ich längst wusste, wie man die Zigarette elegant zwischen Mittel- und Zeigefinger hielt, ohne dabei verkrampft auszusehen, oder wie man sie zum gespitzten Mund führte, sagte ich ihr nicht. So lässig ich mir in den Momenten mit diesem Ast im Mund vorkam, überkam mich manchmal, und dann ganz plötzlich, ein Gefühl der Fremde, mir selbst gegenüber. Nicht weil ich etwas Verbotenes tat. Richtig verboten war es ja eben nicht, aber schon der Gedanke daran fühlte sich verboten an. Dieses unerwartete Gefühl der Reue kletterte hinauf bis in die Bauchgegend, mein Innenraum schien dann ganz hohl. So wie wenn man im Riesenrad gerade den höchsten Punkt erreicht hat und die kleine Gondel nach einem Augenblick wieder nach unten rauscht. Ich

fühlte mich schuldig und klein. Mutig fühlte ich mich dagegen, wenn ich die verbotene Abkürzung nahm. Sie verband zwei Häuserblocks miteinander, und man musste nicht um den Pudding laufen. So gewann ich Zeit. Mutig war ich, weil es durch ein Waldstück ging, in das kaum Tageslicht durch die dichten Bäume fiel. In diesem kleinen Zwischenstück wurde einmal ein Mann gefunden, der schon drei Tage lang tot zwischen Regenwürmern und Käfern im Laub gelegen hatte. Meine Eltern hatten mir von ihm erzählt, und auch in der Schule redete man darüber. Es kursierten die wildesten Anekdoten. Wie stille Post wurde aus dem Mann, der mit seinem Hund Gassi ging und vermutlich an einem Herzinfarkt starb, einer, der mit heruntergelassener Hose, blutigem Schritt und einem Messer, das im Maul seines Hundes gefunden wurde, dalag. Das alles hätte mich abschrecken können, aber genau darum ging es mir ja: stärker als die Angst zu sein.

Einmal jedoch überkam sie mich tatsächlich mit Wucht, die Angst. Ich lief durch den Wald, fühlte mich beobachtet und blieb stehen, verwundert, weil ich zu spüren meinte, dass da jemand war. Ich drehte mich um. Niemand. Wieder und wieder schaute ich hinter mich und ging mit mulmigem Gefühl weiter. Ich lief schneller, mein Atem wurde hektisch. Als ich das Ende des Waldstücks erreicht hatte und zurück im Tageslicht war, verschnaupte ich, meine Lunge brannte. Ich stützte mich mit meinen Händen auf die Knie, wie nach einem Sprint, sank

mit dem Kopf tiefer und tiefer, so dass ich ein bisschen von der Welt kopfüber zwischen meine gespreizten Beine hindurch sehen konnte. Und da erspähte ich sie. Hektisch kam meine Mutter hinter einem der letzten Bäume des Waldstücks hervorgelaufen. Ich richtete mich auf, drehte mich zu ihr. Wir schauten einander genau in die Augen. Wortlos drehte ich mich wieder weg und lief weiter, schneller, noch schneller, blieb dann doch wieder stehen, fassungslos, wusste nicht, was ich tun sollte. Wieder drehte ich mich um, noch immer lief sie mit ein paar Metern Sicherheitsabstand hinter mir her. Sie hätte sich ja wenigstens Mühe geben und sich verkleiden können, brüllte ich ihr lauthals, da mitten auf der Straße, zu. Ein Rollladen ging hoch. »Schrei nicht so, Lois«, ermahnte sie mich mit energischem Flüstern, plötzlich nur noch zwei Meter hinter mir. Ich war so wütend, dass ich alles, was sie sagte, ignorierte und ihr mit einem lauten Kreischen entgegenlief, um wie eine Furie auf sie einzuschlagen. Bücher und Stifte in meinem Rucksack rasselten dabei so ohrenbetäubend laut hin und her, dass sich ein Passant die Ohren zuhielt. Meine Mutter nickte ihm verlegen zu, wünschte ihm einen guten Tag. Mein Kräftevermögen war lachhaft und meine Fäuste viel zu klein, um ihr ernsthaft wehzutun. Meine Mutter erstarrte trotzdem, ließ meinen Ausbruch stumm über sich ergehen. Dann ließ ich ab von ihr, drehte mich um und lief so schnell wie noch nie zur Schule, ohne einen Blick zurück.

Das Licht ist schon lange aus, und ich bin noch wach. Wieder fahre ich mit meinen Augen die Umrisse der Möbel entlang. Ich spüre, dass auch meine Mutter noch wach ist. Ich glaube, auch sie merkt, dass ich noch wach bin. Sie musste kein einziges Mal weinen vorhin im Restaurant, in keinem Moment des Erinnerns entdeckte ich eine Träne in ihren Augen. Doch hinter ihrer Fassade blitzte etwas auf, was ich nie zuvor in ihr sehen konnte: die Zartheit einer Frau, die einmal daran geglaubt hatte, mit purer Liebe die Dämonen des Lebens bändigen zu können, und irgendwann daran scheiterte.

Wortlos lege ich meine Hand auf ihre, die aus der Bettdecke guckt. Es fühlt sich vertraut an, fast als gäbe es keine Distanz mehr zwischen uns. Ich schließe die Augen und frage ins Dämmerlicht hinein: »Mama, fragst du dich manchmal, was wäre wenn?«

Es dauert kurz, bis sie gähmend sagt:

»Wozu? Das Leben geht doch eh weiter, Lois.«

